

Tilman Rammstedt

Simmel, das schimmernde Haustier

Simmel Studies, Volume 24, Number 1, 2020, pp. 51-54
DOI: <https://doi.org/10.7202/1075236ar>



Simmel, das schimmernde Haustier

TILMAN RAMMSTEDT

Es gibt Wörter, die man als Kind regelmäßig hört, ohne ihre genaue Bedeutung zu kennen. „Steuererklärung“ zum Beispiel, „Kalorien“ oder „Nostalgie“. Es sind schimmernde, rätselhafte Wörter, die jedoch ein Versprechen enthalten: Irgendwann wird man ihre Bedeutung lernen, eine nach der anderen, und dann versteht man endlich alles, restlos alles, dann gibt es keine Leerstellen mehr, die Welt liegt verständlich vor einem, lückenlos, und es gibt keinen Grund mehr zu stolpern. In meiner Kindheit gehörte zu diesem Repertoire aus wundersam versprechenden Wörtern schon früh das Wort „Simmel“.

Es fiel sehr oft - bei den Mahlzeiten, im Auto, sogar im Urlaub - und scheinbar wahllos: „Ich treffe mich später noch mit den Simmelleuten“, „Ohne Simmel kommt man da nicht weit“, „Der hat doch einfach keine Ahnung von Simmel!“ Es schien ein wichtiges Wort zu sein, es schimmerte besonders rätselhaft, vor allem, weil ich es außerhalb des Elternhauses nie hörte. Und seine mir vollkommen unklare Bedeutung war zu groß für nur eine Lücke: sie war ein Krater, eine Höhle, eine verborgene Landschaft.

Bestimmt habe ich als Kind irgendwann mal gefragt, wer oder was ein „Simmel“ eigentlich sei, und bestimmt hat mir mein Vater es dann erklärt, aber genau so bestimmt habe ich ihm da nicht richtig zugehört oder die Antwort gleich vergessen, oder noch eher: verdrängt, weil sie mir vollkommen unpassend erschien, denn sie füllte einfach keine Höhle aus. Vielleicht hatte ich zu diesem Zeitpunkt schon gelernt, was eine Steuererklärung ist, und wollte eine weitere Ernüchterung einfach nicht akzeptieren. Das Wort „Simmel“ blieb also ein Rätsel, eine Variable, eine beinah

algebraische Unbekannte, die ich mir zu erschließen versuchte, was nicht einfach war, weil sich das Wort je nach Kontext in seiner Bedeutung zu ändern schien. Mal war es nur ein vages, genuscheltes Abstraktum, so etwas wie „Zeug“, „Dingsbums“, „Dies und das“. „Was machst du heute Nachmittag?“ – „Simmel.“ Mal war es Ausdruck ehrfurchtsvollster Hochachtung: „Das ist ja fast wie bei Simmel!“ Manchmal war es Schimpfwort: „Dieser verdammte Simmelbrief ist einfach nicht aufzutreiben.“ Manchmal wahlweise ein Beruf oder ein anspruchsvoller Liebhaber: „Den ganzen Tag wieder mit Simmel verbracht.“ Es war ein Freund: „Das habe ich Simmel zu verdanken.“ Es war manchmal höheres Wesen: „Das haben wir natürlich *alles* Simmel zu verdanken.“ Es war ein unaufgeklärtes Verbrechen: „Was zum Teufel ist da in Berlin mit Simmel passiert?“ Es war eine (wahrscheinlich) tropische Krankheit: „Der hat sich auch vom Simmelfieber anstecken lassen.“ Es war eine Art Gesetzgebung: „Da muss ich noch mal bei Simmel nachsehen.“ Es war eine Sportart: „Ich bin ganz schön fertig von der ganzen Simmelei.“ Es war Schüler: „Das hat Simmel schon richtig erkannt.“ Es war Lehrer: „Das habe ich bei Simmel gelernt.“ Es war eine seltsame Therapieform: „Heute trifft sich wieder die Simmelgruppe.“ Es war ein Haustier: „Ich kann hier noch nicht weg wegen Simmel.“ Es war ein Gewürz: „Dazu passt was von Simmel.“ Es war ein Zeitwort: „Damals bei Simmel.“ Und immer wieder war es Kristallkugel: „Das hat Simmel natürlich alles schon lange vorher erkannt.“

Und natürlich ahnte ich, dass kein Wort all diese Bedeutung haben konnte, auch eine Höhle hat schließlich Grenzen. Und natürlich enttäuschte es mich, als ich irgendwann dann doch die wahre Bedeutung herausfand, als ich sie nicht mehr leugnen konnte, als „Simmel“ nach all dem Rätseln dann doch nur der Name eines toten Soziologen war. Jede gefüllte Lücke verringert das Raumvolumen, jede Erklärung macht die Welt kleiner. Und vielleicht stolpert man dann nicht mehr so oft, aber genau dann beginnt man, es zu vermissen. Stolpern ist schließlich der am meisten unterschätzte unserer Sinne; so unterschätzt, dass die

anderen Sinne uns ständig vor ihm bewahren wollen. Wir trainieren ihn uns ab, und dann ist es zu spät: Stolpern kann man schließlich nicht absichtlich.

Und sobald ich nicht mehr über das Wort „Simmel“ stolperte, versuchte ich, es einfach auszublenden, es zu überhören, wie man ein „eben“ überhört, ein „eigentlich“, ein „irgendwie“, ein „ähm“. „Simmel“ wurde zum Füllwort, zu einem Tic, einer etwas befremdlichen Angewohnheit. Anstatt unzähliger Bedeutung hatte das Wort für mich auf einmal gar keine mehr. Es war nur noch Laut. Simmel, Simmel, Simmel. Immer nur der Nachname. Nie ein „Georg“, obwohl mein Vater nach all den Jahren, all den Jahrzehnten durchaus doch mal das „du“ hätte anbieten können. Nie eine Koseform (kein „Simmelchen“, kein „Simmipimmi“, kein „G-Man“). Nie eine Umschreibung (nicht „Der klarsichtige Analytiker der Moderne“, nicht „Der Charmeur von Charlottenburg“, noch nicht einmal „The Godfather of Sociology“). Nein, immer nur Simmel, Simmel, Simmel. Und natürlich gelang es mir nicht, es zu überhören, so wie bei jedem Tic überschattete er alles andere. In meiner Erinnerung gab es in meinem Elternhaus auf einmal keinen Satz mehr, der nicht ein „Simmel“ enthielt: „Was gibt es zum Mittagessen?“ – „Simmel“, „Wohin fahren wir in die Ferien?“ – „Nach Simmel“, „Wie heißt die Hauptstadt von Albanien?“ – „Simmel.“, „Wie geht’s?“ – „Simmel.“

Und immer öfter kam noch der zweite Laut hinzu: „GSG“, was noch nicht einmal für Grenzschutzgruppe stand, sondern für „Georg-Simmel-Gesamtausgabe“. Mein Vater verließ die christliche Zeitrechnung und ordnete die Jahre dem mir vollkommen unverstündlich asynchronen GSG-Kalender unter: GSG 2, GSG 11, GSG 5, GSG 8, GSG 10, manche dieser Jahre dauerten jahrelang, manche überlappten sich, aber ich versuchte nicht mehr, das zu verstehen. Ich hatte unrecht gehabt mit all meinen kindlichen Vermutungen darüber, was ein „Simmel“ ist. Das nahm ich Simmel übel und ich nahm es vielleicht auch meinem Vater übel. Wie konnte man nur so viel Zeit, so viel

Energie, so viel Leidenschaft, so viel *Leben* etwas widmen, das nur ein Laut war? Es erschien mir fremd und falsch, es erschien mir vollkommen ungehörig.

Bis ich tatsächlich noch einmal stolperte.

Ich weiß nicht mehr, was mich zum Stolpern brachte. Vielleicht war es ein besonderes Blitzen in den Augen meines Vaters, als er zum eine Millionsten Mal das Wort „Simmel“ aussprach, vielleicht war es auch nur die Erkenntnis, dass nichts auf Dauer nur Laut sein kann. Aber auf einmal verstand ich endlich, endlich die wahre, höhlengroße Bedeutung des Wortes „Simmel“. Es war kein seltsamer Laut, keine Füllsel, und es war auch nicht der Name eines toten Soziologen. Es war das, was ich als Kind vermutet hatte, genau das und vor allem *all* das: für meinen Vater war und ist „Simmel“ Beruf und Liebhaber und Fluch und höhere Instanz, es war und ist unaufgeklärtes Verbrechen, Gesetzgebung, Krankheit, Gewürz und Haustier, sehr oft Haustier. Er war und ist Therapie und Sport und hoffentlich ab und an Freund. Und es war vielleicht nie eine Kristallkugel, aber weil Simmel ja alles immer schon lange vorher erkannt hatte, hat er bestimmt auch das schon erkannt: Kein Wort schimmert von sich aus. Man muss es zum Schimmern bringen. Man muss ständig dafür sorgen, dass es mehr als eine Bedeutung hat, und auch mehr als zwei Bedeutungen, sondern so viele, dass man gleichzeitig darüber stolpern und sich daran festhalten kann. Und dann, genau dann, widmet man diesem Wort nicht sein Leben, sondern man widmet sich dem Leben.

Und vielleicht, ganz vielleicht kann das auch mit dem Wort „Steuererklärung“ gelingen oder sogar mit dem Wort „Kalorien“, aber mein Vater hat sich für „Simmel“ entschieden. Er hat es zum Schimmern gebracht. Zum Glück. Zu seinem Glück, zum Glück der Leser, und man darf vermuten: auch zum Glück von Georg Simmel.

(First published in Lautmann, R.; Wienold, H. (Eds.). *Georg Simmel und das Leben in der Gegenwart*. Wiesbaden: Springer, pp. 23–25, here with slight variation)